

## Familiendynamik

Interdisziplinäre Zeitschrift für systemorientierte Praxis und Forschung  
21. Jahrgang, Heft 3, Juli 1996

Begründet von Helm Stierlin und Josef Duss-von Werdt  
Herausgegeben von Arnold Retzer, Heidelberg, und Fritz B. Simon, Heidelberg.

Unter Mitarbeit von Y. Alanen, Turku · D. Bloch, New York/NY · I. Boszormenyi-Nagy, Philadelphia/PA · C. Buddeberg, Zürich · M. Cierpka, Göttingen · K. G. Deissler, Marburg · S. deShazer, Milwaukee · Andrea Ebbecke-Nohlen, Heidelberg · Hans Rudi Fischer, Heidelberg · B. Furman, Helsinki · Virginia Goldner, New York · E. Hofmann, Bern · Dagmar Hosemann, Frankfurt/M. · T. Hubschmid, Bern · Evan Imber-Black, New York · J. Jørstad, Oslo · L. Kaufmann, Lausanne ·

Marianne Krüll, Bonn · Katharina Ley, Hinterkappelen/Bern · T. Lidz, New Haven/CT · K. Ludewig, Münster · H. H. Ockel, Hannover · H.-E. Richter, Gießen · Astrid Riehl-Emde, Zürich · J. K. Roth, München · Ingeborg Rücker-Embden-Jonasch, Heidelberg · G. Schmidt, Heidelberg · J. Schweitzer, Heidelberg · Mara Selvini Palazzoli, Mailand · C. Sluzki, Pittsfield/MA · E. Sperling, Göttingen · A. Uchtenhagen, Zürich · R. Waerber, Brig/CH · P. Watzlawick, Palo Alto/CA · G. Weber, Heidelberg · Rosmarie Welter-Enderlin, Meilen/Zürich · N. A. Wetzels, Princeton/NJ · M. White, Adelaide/Australien · J. Willi, Zürich · M. Wirsching, Freiburg i. Br. · L. Wynne, Rochester/NY

## Inhalt

### EDITORIAL 235

### BEITRÄGE

Oliver König: Familie in der Soziologie 239

Matthias Moch: Geschiedene Väter und ihre Eltern 268

Elisabeth Beck-Gernsheim: Nur der Wandel ist stabil 284

### KONTEXTUELLES

Virtuelle Realitäten, Cyberspace und die neuen Medien (Fritz B. Simon) 305

Das Rückfordern von Worten, das Rückfordern von Welten (Carlos E. Sluzki) 311

### BUCHBESPRECHUNGEN

Dym, B., M. L. Glenn: »Liebe, Lust und Langeweile: Die Zyklen intimer Partnerschaften« (B. Limacher) 317

Nauck, B., N. Schneider und A. Tölke: »Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch« (J. A. Rohmann) 317

Heinl, P.: »Malkäfer flieg, dein Vater ist im Krieg...« (H. Ott) 318

Fürst, G.: »Familiäre Lebensbedingungen und die subjektive Bedeutsamkeit der Medien Fernsehens und Videospiele für 12- bis 14-jährige Kinder« (M. Burchert) 320

### KALENDER 221

### AUTORENVERZEICHNIS 326

OLIVER KÖNIG, KÖLN

## Die Rolle der Familie in der Soziologie unter besonderer Berücksichtigung der Familiensoziologie René Königs

**Übersicht:** Der Familie als Bindeglied zwischen Individuum und Gesellschaft kommt innerhalb der Soziologie besondere Bedeutung zu. Der Artikel beschreibt die Entwicklung der deutschsprachigen Familiensoziologie von der Nachkriegszeit bis heute. Mit dem Wandel der Familie verändern sich auch die Themen der Familiensoziologie bzw. die Bedeutung der Familiensoziologie für die Soziologie insgesamt. Ausgangs- und wiederholter Bezugspunkt sind die familiensoziologischen Arbeiten René Königs, einem der Gründungsväter der Soziologie nach 1945 – und Vater des Autors dieses Artikels. Der Artikel beginnt und schließt daher mit einigen Reflexionen über die eigene Familie bzw. die Familie des Vaters.

### I. Prolog: Die Rolle der Soziologie in der Familie

Mein Vater René König (1906–1992) war einer der bedeutendsten (Familien)Soziologen der Nachkriegszeit. Seine erste, im engeren Sinne soziologische Buchveröffentlichung (vgl. Aleman 1992) waren seine »Materialien zur Soziologie der Familie«, 1946 noch in der Schweiz erschienen, wo er in Zürich als Emigrant von 1937 bis 1953 gelebt hat. Basis für diese Veröffentlichung war ein Gutachten für den Schweizer Bundesrat gewesen. Zugleich fällt dies mit seiner eigenen Familiengründung zusammen. 1946 lernte er seine spätere Frau, meine Mutter, kennen. Sie heirateten Anfang 1947, im November 1947 wurde mein Bruder, vier Jahre später wurde ich geboren, ebenfalls in Zürich. »Bislang wußte ich alles über die Familie«, so erzählte mir meine Mutter in Vorbereitung für diesen Aufsatz eine selbstironische Äußerung von ihm, die er in seiner Vorlesung in Zürich zu machen pflegte, »nun habe ich selber eine und weiß gar nichts mehr«.

Die Wichtigkeit, die er der Familie in der Soziologie einräumte, fand sich auch in seiner Einstellung gegenüber der eigenen Familie wieder. Auf seinen vielen Reisen nahm er, wenn es sich finanziell ermöglichen ließ, immer gerne die ganze Familie mit, in den Ferien zudem häufig noch Freunde von meinem Bruder oder mir. Dabei mischten sich si-



cherlich eine ganze Reihe von Motiven. Er hatte seine junge Frau und seine Kinder gerne dabei, sah er sich durch uns doch in seinem Status als Mann und Vater bestätigt. Für ihn war sein Familienstatus eine Form der sozialen Verortung, was er explizit betonte und erläuterte anhand der Wichtigkeit von Verwandtschaft z.B. in den mediterranen Ländern, zu denen er sich sehr hingezogen fühlte und die wir häufig bereisten.

Zugleich spiegelte sich darin seine eigene Herkunftsfamilie, die ihm diesen Ort wohl nicht hat geben können. Als Sohn eines deutschen Vaters und einer französischen Mutter 1906 in Magdeburg geboren; als Kind aufgrund des Ingenieurberufs des Vaters einem häufigen Ortswechsel ausgesetzt, Italien, Spanien, Frankreich, Madeira; 1914 bis 1922 in Halle, dann bis 1925 in Danzig, Studium in Wien, Paris und Berlin, Emigration 1937 über Köln in die Schweiz. Zwischen 1949 und 1953 pendelt er dann zwischen Zürich und Köln hin und her. Und auch nach seiner 1953 nur widerwillig vollzogenen endgültigen Rückkehr nach Deutschland nahm das Reisen kein Ende. Viel hat er diesem familiären und zeitgeschichtlichen Schicksal zu verdanken, seine Vielsprachigkeit und polyglotte Bildung, sein »Weltbürgertum«. Der Preis dafür war ein zwiespältiges Verhältnis gegenüber seiner Herkunftsfamilie und eine Ortlosigkeit, der er – so sehe ich es – in seiner eigenen Familie wie auch in seiner Tätigkeit als (Familien)-Soziologe etwas entgegen zu setzen suchte.

Als Vater war er für mich sehr präsent. Nach unserem Umzug nach Köln wohnten wir elf Jahre lang in einer Vierzimmerwohnung fünf Minuten von der Universität. Er war morgens da, wenn wir zur Schule mußten, häufig schmierte er uns die Schulbrötchen, zum späten Mittagessen kam er nach Hause, es folgte der heilige königliche Mittagschlaf (keine Türen schlagen!), am Abend waren häufig Gäste da und es wurde bis in die Nacht hinein gut gegessen und getrunken, diskutiert und gestritten, und manchmal wankte ich zu später Stunde nochmals schlaftrunken ins Wohnzimmer, um zu sehen, was die Erwachsenen denn da machten. Ging ich als Kind im Sommer auf den Uniwiesen Fußball spielen, konnte ich gelegentlich durch die offenen Fenster des Hörsaals seine kräftige, durch rauhes Husten unterbrochene Stimme in der Vorlesung hören, die ich dann Anfang der 70er Jahre selbst noch als Student besuchte. Die umfangreichste, wöchentlich zwei mal zwei Stunden zu »Familie, Wirtschaft, Recht und Staat«, die er zwischen 1941 und seiner Emeritierung 1974 immer wieder hielt, setzte ebenfalls die Familie an den Anfang.

Seine Vitalität hatte zugleich etwas Beängstigendes für mich als Kind, äußerte sie sich doch nicht nur in einer freundlich zugewandten Seite, sondern auch in einer affektgeladenen Impulsivität, deren Ausbrüche ich nicht verstand und fürchtete, aber mit der ich anscheinend gut umzugehen lernte, denn mit der Zeit wuchs ich in der Familie in eine Vermittlerrolle hinein, die sich heute in meiner eigenen beruflichen Tätigkeit wiederfindet. »Rede Du mit ihm«, so hieß es später oft, »Du kannst es ihm sagen«.

Die damit verbundene Nähe zum Vater hat die später notwendige Ablösung nicht gerade leicht gemacht. Zudem bin ich nach einigen Umwegen nicht nur zu seinem Fach, sondern auch zu vielen seiner Themen zurückgekehrt, z.B. Familie und Gruppe. Und auch heute noch werde ich immer wieder darauf gestoßen, wie sehr die Soziologie in den Alltag meiner Familie eingegangen ist. Von klein an habe ich von ihm und durch ihn gelernt, wie sich in den kleinsten Dingen des alltäglichen Lebens ein ganzer Kosmos von sozial-kulturellen Bedeutungen wiederfindet. Der Unterschied zwischen Kultur (im mediterranen Sinne) und Bildung (im deutschen Sinne) wurde z.B. en passant anhand eines italienischen Keramiktellers erläutert, der über der Badewanne hing. Und wo seine Sympathien lagen, war ziemlich unmißverständlich. Kam er selber eher aus großbürgerlichen Verhältnissen mit deutlicher Sympathie und gelebter Nähe zur Boheme, inklusive der Verachtung für das deutsche Kleinbürgertum, so war er voller Achtung für die »kleinen Leute«, eine Einstellung, die er auch an uns weiterzugeben suchte. Er polemisierte gerne und oft gegen die Lebensfremdheit mancher Soziologen und ihrer Produkte, über Bücher, die nur über Bücher geschrieben wurden, und über die »Systemlebauer« in der Soziologie, vor allem wenn diese ihren arroganten Anspruch auf Führung gegen andere durchzusetzen versuchten.

Gegenüber dem in den 70er Jahren sich allmählich vollziehenden Übergang zur Diskursorientierung in der Soziologie war er eher ambivalent eingestellt, um es vorsichtig auszudrücken. Einerseits interpretierte er die Geschichte der Soziologie wie auch seine eigene Tätigkeit immer auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Prozesse, die ihm bestimmte Themen lebensgeschichtlich geradezu aufgezwungen hatten. Andererseits wetterte er dagegen, wenn sich diese Reflexion gegenüber dem Thema selber in den Vordergrund schob. Viele Varianten dessen, was heute unter den Stichworten Konstruktivismus und Dekonstruktivismus läuft, waren ihm ein Greuel. Das Produkt zählte für ihn und nicht, wie es zustande gekommen war. Die reflexive Haltung gegen-



über den eigenen Produkten war daher begrenzt, viel blieb im Verborgenen.

Ähnlich ging er mit den Daten seines eigenen Lebens um. Vieles aus seiner familiären und persönlichen Biographie, vor allem aus der Zeit vor der eigenen Familiengründung, versuchte er zu verbergen und beließ es eher bei Andeutungen. Neben der allgemein zurückhaltenden Art seiner Generation, mit privaten Daten umzugehen, standen dahinter reelle Erfahrungen mit Denunziationen persönlicher wie politischer Art. Zu vermuten ist auch, daß Kränkungen in seiner Herkunftsfamilie eine wesentliche Rolle gespielt haben. Nach dem Tod seiner Eltern und einer sehr geliebten französischen Tante gab es jedenfalls keinen Kontakt mehr zu irgendeinem Zweig der väterlichen Familie, so daß ich heute keinen einzigen Verwandten väterlicherseits kenne. Die Verwandtschaft mütterlicherseits spielte nach dem Tode der Großeltern ebenfalls keine Rolle, ein sehr sporadischer Kontakt bestand nur zum Bruder meiner Mutter und seinen Kindern. Das heißt, die hohe Bedeutung, die der Familie eingeräumt wurde, bezog sich nur auf die eigene Kernfamilie, die weitere Verwandtschaft blieb ausgeschlossen.

Für die anstehende Aufgabe, einen Aufsatz zur Familiensoziologie zu schreiben inklusive des gleichzeitigen Auftrages durch Arnold Retzer, den biographischen Teil mitzudenken, bedeutete dieser biographische Hintergrund, daß ich zum einen die Arbeit meines Vaters in einer neuen Unmittelbarkeit und Sichtbarkeit rezipieren würde; zum anderen löste die starke Verschränkung von Leben und Werk meines Vater auch bei mir biographische Selbstgespräche aus. Wo könnte dies besser untergebracht sein als in einer familientherapeutischen Zeitschrift. Allerdings zweifle ich etwas daran, ob sich Arnold Retzer im Klaren war, wozu er mich aufforderte. Dies mag damit zusammenhängen, daß die Familientherapie von der Familiensoziologie und ihrer Geschichte ebenso wenig Notiz nimmt wie dies (heute) umgekehrt der Fall ist, so daß ich davon ausgehen muß, daß er nur eine sehr vage Vorstellung davon hatte, wer mein Vater war und welche Bedeutung er für die Familiensoziologie der Nachkriegszeit gespielt hat.

Bei der ersten Anfrage bin ich noch zurückgeschreckt, obwohl ich seit einigen Jahren Familiensoziologie in Kursen für Familienberater und -therapeuten unterrichte, als Gruppendynamiker und Psychotherapeut zudem in eigenen Kursen zum Thema »Familienkonstellationen« arbeite. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich vorzustellen, daß ein solcher Vater auch etwas Einschüchterndes hat, vor allem wenn man sich

thematisch so in seiner Nähe aufhält. Nach einer kurzen Zeit des Nachdenkens wurde mir jedoch klar, daß eine weitere aktive Aneignung der Teile des Werkes meines Vaters, mit denen ich mich ohnehin in Verbindung weiß und die mir in meiner Arbeit immer wieder begegnen, meine eigene Arbeit befruchten würde.

Bei einer ähnlichen Anfrage von seiten einer soziologischen Publikation wäre ich wesentlich zögerlicher gewesen, einmal abgesehen davon, daß eine solche Anfrage kaum zu erwarten wäre. Zum einen tut sich die deutsche Soziologie eher schwer mit der Aufarbeitung ihrer eigenen jüngeren Geschichte. Die Lücke bei der Aufarbeitung der Rolle der Gründerväter in der Nachkriegszeit (Adorno, Horkheimer, König, Schelsky) ist auffällig. Zum anderen scheuen die Soziologen das Einbeziehen von persönlichen Daten und haben dieses Feld der Psychologie und der Literaturkritik überlassen. Aufgrund eigener Erlebnisse und zahlreicher Erzählungen von SoziologInnen ist es zudem auffällig, mit welcher Ignoranz und Ellenbogenmentalität viele aus der Profession mit realen (sozialen) Beziehungen umgehen. So hat mich bei manchen Gelegenheiten das Gefühl beschlichen, daß einige Soziologen ihre nicht aufgearbeiteten Beziehungen zu einem der »Gründungs-Väter« des Faches projektiv an mir abzuarbeiten versuchten. Dies läßt mich der Profession gegenüber vorsichtig sein.

## II. Nachkriegszeit: Zerstörung und Anfang

Mein Anliegen ist es nicht, einen Überblick zu Theorien, Methoden und Forschungsergebnissen der Familiensoziologie zu geben, hierzu siehe u.a.: Kaufmann (1994), Meyer (1992), Nave-Herz (1988 u. 1989), Peukert (1991), für die amerikanische Familiensoziologie jüngst Boss u.a. (1993). Vielmehr wird, soweit es im Rahmen eines Aufsatzes zu leisten ist, meine Aufmerksamkeit beispielhaft dem Wandel in einigen zentralen Themen und der Konstruktion von »Familie« durch die Familiensoziologie seit dem Zweiten Weltkrieg gelten, um daraus wiederum einen Eindruck zu gewinnen über die Rolle der Familie für die Soziologie. Da die Arbeiten meines Vaters den Startpunkt für die Familiensoziologie der Nachkriegszeit darstellen, liegt es im doppelten Sinne (wissenschaftlich wie persönlich) nahe, mich immer wieder auf ihn zu beziehen.

Mit Erstaunen habe ich bei der Vorbereitung für diesen Aufsatz festgestellt, daß trotz der inzwischen kaum mehr zu überblickenden Litera-



tur zur Familiensoziologie und zu verwandten Gebieten eine umfangreichere Metaanalyse und wissenssoziologische Rekonstruktion des Faches fehlt. Es liegen hierzu höchstens Bruchstücke vor (Vaskovics 1979), häufig in Vorworten und Einführungen (z.B. bei Nave-Herz 1988, 1989). Da die Form der Buchbesprechung eine Metaanalyse am ehesten naheulegen scheint, finden sich verstreute Hinweise in einem Sonderband der Soziologischen Revue zu den wichtigsten familiensoziologischen Veröffentlichungen der Zeit von 1988 bis 1994 (Vaskovics 1994). Dies steht in auffälligem Kontrast zu einigen anderen Sparten der Soziologie, die sich weniger mit sozialen Phänomenen als vielmehr mit Büchern über diese zu beschäftigen scheinen. Warum dies so ist, kann selber wieder Gegenstand der Hypothesenbildung sein. Vielleicht ist die Familiensoziologie für eine solche Distanzierung zu sehr mit ihrem Gegenstand verwachsen? Womit wir mitten im Thema wären.

Die Familiensoziologie hat, wie alle Teilgebiete der Soziologie bzw. diese überhaupt, protosoziologische Vorläufer (vgl. Schwägler 1970, Fux 1994), und es ist eine Frage der Selbstdefinition des Faches, wann man die »eigentliche« Familiensoziologie anfangen läßt. Ein zentrales Kriterium ist in den meisten Selbstbeschreibungen, ab wann sich die Familiensoziologie von normativen Vorstellungen freimachen und zu einer theoretisch wie empirisch begründeten Wissenschaft ausdifferenzieren konnte. Als eine der wesentlichen Voraussetzungen für diese Ausdifferenzierung der Human- und Sozialwissenschaften gilt wissenschaftshistorisch die Trennung von Staat und Gesellschaft im 18. und 19. Jahrhundert und damit auch die Abwendung von naturrechtlichem Denken, was erst den gesellschaftlichen Prozessen eine Eigendynamik als »sozialen Tatsachen« (Durkheim) zubilligt, die nicht mehr normativ bestimmt, sondern theoretisch und empirisch beschrieben und erklärt werden sollen. In diesem Übergang angesiedelt sind im 19. Jahrhundert u.a. die ältere Hausväterliteratur und die beiden in der Familiensoziologie immer wieder genannten Arbeiten von Riehl (1855) und Le Play (1855). Während der Franzose Le Play durch Einzelfallstudien und die Untersuchung von Familienbudgets eine auch schon empirisch fundierte Vorstellung von Familie zu entwickeln versuchte, zeichnete der Deutsche Riehl ein weitgehend rückwärtsgewandtes Bild von Familie, das sich normativ an dem Ideal des »ganzen Haus« orientierte, und verknüpfte dies mit den bürgerlichen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts über die natürlichen Unterschiede zwischen Mann und Frau.

Für René König zählte daher Riehl aufgrund dieser konservativen Familiensicht noch nicht eigentlich zur Familiensoziologie, die er erst mit

Emile Durkheim begründet sah. Mit seinen »Materialien zur Soziologie der Familie« von 1946, der ersten deutschsprachigen Veröffentlichung zur Familiensoziologie nach dem Zweiten Weltkrieg, wollte er sie von solchem ideologischen und konservativen Ballast befreien. 50 Jahre später ist deutlich, daß dieser Prozeß keineswegs abgeschlossen ist und wohl auch in Zukunft nicht abzuschließen sein wird, steht die Soziologie doch hier vor einem ihrer zentralen Probleme. Will sie nicht ausschließlich in eine soziologische Formal- oder Kunstsprache ausweichen, die ohnehin nur das neue Problem der (Rück-)Übersetzung von (theoretischem) Begriff und (empirischem) Gegenstand aufwirft, so kann sie ihren Gegenstand, in diesem Fall »Familie«, nicht autonom definieren, da sich die gesellschaftlichen Institutionen und Akteure immer an dieser Definition beteiligen. Und dies spiegelt sich auch innerwissenschaftlich. Bis heute gibt es keine allgemein geteilte Definition von »Familie« in der Soziologie. Einige Gründe dafür werden uns im weiteren begegnen.

Eine nicht unbedeutende Rolle spielt hierbei, daß sich die Entscheidung für »Familie« als Thema der Soziologie in der Regel auch mit einer Entscheidung bezüglich der Rolle der Soziologie bzw. des Soziologen in der Gesellschaft verband. So waren z.B. die Vorarbeiten für die »Materialien« von König aufgrund eines Auftrages des Schweizer Bundesrates entstanden, als Politikexpertise also, und auch in der Zweitaufgabe 30 Jahre später betonte er nochmals, daß er sich »seit jeher an gesellschaftspolitischen Entscheidungen beteiligt habe« (1974, S. 9).

Die Aufsatzsammlung wurde in den kommenden Jahren vor allem wegen der Einführung der theoretischen Begriffe der »Desintegration« und der »Desorganisation« viel rezipiert, die gegen die kulturkritische Klage vom Zerfall und Funktionsverlust der Familie gerichtet waren, wie sie schon bei Riehl, aber auch aktuell zu hören waren. König bestimmte die Familie in ihrer »biologisch-sozialen Doppelnatur«, in der zwei »ganz verschiedene Seinsbereiche«, Gesellschaft und Biologie, aufeinanderstießen. Sie finden sich idealtypisch in den zwei grundlegenden Funktionen der Reproduktion und der Sozialisation wieder, die in jeder Gesellschaft in irgendeiner Weise gelöst werden müssen und die auch in der heutigen Familiensoziologie – neben Haushaltsfunktion, Regenerationsfunktion, Schutzfunktion u.a. – als die zentralen Funktionen von Familie bestimmt werden. Familie war der Ort der zweiten, »sozio-kulturellen Geburt« des Menschen. Aus ihrer Doppelnatur erwuchs der Familie eine »gewisse Absonderungstendenz« gegenüber dem gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang, was gewisser-



maßen für die kulturübergreifende Konstanz des Phänomens »Familie« sorgte, und dies erst einmal unabhängig davon, wer denn nun personell mit Familie gemeint war. Eine Definition war schwierig, zu sehr waren die Begriffe »Ehe« und »Familie« ideologisch umlagert. Als idealtypische Minimaldefinition, d.h. als Idealtypus im Sinne von Max Weber, der nicht mit der Wirklichkeit verwechselt werden sollte, »setzt (die Familie) sich mindestens zusammen aus einem Mann und einer Frau, die im rechtlich geregelten Ehestande gemeinsam mit ihren Kindern leben« (1946, S. 26). Die durchgehend gesellschaftlich gedachte Determination der Familie wurde durch ihre Absonderungstendenz zwar nicht aufgehoben, war aber auch nicht als gradlinig zu denken.

Mit »Desintegration« der Familie von der Gesellschaft war nun ein durch Industrialisierung und Urbanisierung vorangetriebener Prozeß gesellschaftlicher (funktionaler) Differenzierung gemeint, der ehemals in der Familie angesiedelte Funktionen, z.B. Produktion und Ausbildung, zunehmend in gesellschaftliche Spezialbereiche aussiedelte. Die Gründung der Familiensoziologie war geradezu als Reaktion auf diesen krisenhaften Wandel anzusehen, den man laut König zu erklären versuchen konnte, verändern bzw. rückgängig machen, wie dies z.B. Riehl und seine konservativen Nachfolger einforderten, konnte man ihn nicht. Vielmehr lag »ein Großteil der Schwierigkeiten für die moderne Familie in einer säkularen Verspätung der Familie vor der sozialwirtschaftlichen Entwicklung begründet« (König 1946, S. 51), die in Anlehnung an William Ogburn als »cultural lag« bezeichnet werden konnte.

Der Begriff der »Desorganisation« hingegen bezog sich auf die interne Verfassung der Familie. Die beiden Begriffe bezeichneten also einen anderen Gegenstandsbereich, überkreuzten sich aber gleichzeitig. Denn natürlich beeinflusste die zunehmende Desintegration der Familie vom gesamtgesellschaftlichen Prozeß die Binnenorganisation der Familie. Die veränderten wirtschaftlichen und beruflichen Bedingungen und die dadurch ausgelöste größere Mobilität wirkten sich auf die Familie gerade deswegen so vehement aus, weil sie viele ihrer ehemaligen Funktionen inzwischen abgegeben hatte und damit umweltabgetrennter und umweltabhängiger zugleich geworden war. Eine zentrale Erscheinungsform der Desorganisation war die durch Verwitwung, Scheidung, Trennung oder Desertion entstandene »unvollständige Familie« und die dadurch hervorgerufenen Folgeprobleme.

Mit der zunehmenden Ausrichtung der Familie auf ihre Intimsphäre wurde sie zugleich zu »einer Gruppe eigener Art«, die durch das be-

sondere Kooperations- und Solidaritätsverhältnis ihrer Mitglieder charakterisiert war. Mit dem Begriff der »Überorganisation« (1949 in: Ders. 1974) versuchte König später die Probleme zu erfassen, die sich aus dieser Intimisierung ergaben. Es waren dies vor allem Ablöseprobleme der Kinder aufgrund von väterlicher, mütterlicher oder elterlicher Überorganisation, z.B. ein »überlebter Patriarchalismus« mit seiner autoritären Ideologie, die »übermäßige mütterliche Sorge« sowie die Fassadenfamilie oder die kriminelle Familie (z.B. Inzest). Während die Probleme der Desorganisation sich eher in der Sozialarbeit wiederfanden, zielte König in späteren Veröffentlichungen mit dem Begriff der Überorganisation explizit auf eine soziologische Fundierung der psychoanalytischen Sicht von Familie bzw. der Psychotherapie (1976, S. 150f.; 1982).

Die Aufgabe der Soziologie sah König darin, der Sozialpolitik rationale Grundlagen für ihr Handeln bereitzustellen. »Eine Durchforstung sozialer Gesamtzusammenhänge und Einzelercheinungen, die nicht letzten Endes auf praktische Sozialpolitik ausgerichtet ist, ist ein müßiges Unterfangen« (1946, S. 13). So enden die »Materialien« auch mit einem Kapitel über »rationale Familienpolitik in einem demokratischen Lande«. Der »Not« der Familie konnte man sich mit einem »gemäßigten Optimismus« (S. 45) gegenüberstellen. König versuchte also einerseits, die Familiensoziologie von außerwissenschaftlichen Ideologien unabhängig zu machen, andererseits forderte der »Gegenstand« zu einer Stellungnahme heraus, und dies durchaus bis in die Gegenwart, wie sich an den Polemiken von Ulrich Beck gegen die herkömmliche Familiensoziologie und den Reaktionen darauf zeigen wird.

Eine solche Ausrichtung auf praktische Politik setzte sich wiederum der Gefahr der Blickverengung und der ideologischen Einbindung durch politische Partikularinteressen aus und gefährdete damit die gerade eingeforderte Eigenständigkeit der Soziologie als Wissenschaft. Und doch teilte man in der Nachkriegszeit diese praktische Ausrichtung über alle politischen und wissenschaftlichen Differenzen hinweg. Sie zeigte sich auch schon in der umfangreichen Arbeit des exilierten Forschungsinstituts für Sozialforschung über »Autorität und Familie«, die 1936 von Max Horkheimer in Paris herausgegeben worden war. Denn anders als es die sozialphilosophischen Gesellschaftsentwürfe der Frankfurter Schule der 60er und 70er Jahre suggerierten, waren die Kreise um das Institut in den 20er und 30er Jahren eng mit den sozialreformerischen Kräften des linken politischen Lagers verbunden und sahen ihr Vorbild u.a. in der amerikanischen Sozialforschung (vgl.



Horkheimer u.a. 1936, S. X), deren demokratisches Potential nach dem Krieg selbst von Adorno gerühmt wurde (vgl. Sahrer 1989, S. 9). Auch die weitgehend unbekannte Tatsache, daß es Anfang der 50er Jahre Gespräche zwischen Horkheimer und König gab, um diesen von Zürich weg ins Frankfurter Institut zu holen, spricht für diese Gemeinsamkeit (Zürcher 1995, S. 270ff.). Die Einstellung, daß sich die Soziologie nicht den Erfordernissen des Tages entziehen konnte, verband nach dem Krieg die drei Gründerfiguren bzw. -gruppierungen der Soziologie, Helmut Schelsky in Dortmund und Münster, sowie die zurückgekehrten Emigranten René König in Köln, Theodor W. Adorno und Max Horkheimer in Frankfurt, auch wenn sie sich politisch wie wissenschaftlich bald auseinanderbewegen sollten. Königs Erfahrungen waren vor allem von den Ereignissen der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus geprägt und damit von der Überzeugung, daß sich die sozialwissenschaftliche Intelligenz in der Weimarer Republik nicht genug eingemischt und sich stattdessen in akademische Isolation begeben hatte, und weniger davon, daß sich die Soziologen nicht gegen die Vereinnahmung durch die Politik gewehrt hätten, auch wenn es unter ihnen einige gegeben hatte, die mit fliegenden Fahnen zu den Nazis übergegangen waren (Rammstedt 1986).

Unter den ersten soziologischen Veröffentlichungen der Nachkriegszeit finden sich nun einige empirische Untersuchungen, die zumeist mit explizitem Bezug auf Königs »Materialien« den Start der Familiensoziologie in der Bundesrepublik markieren. Dazu gehören: »Gegenwartsprobleme Berliner Familien« von Hilde Thurnwald (1948), »Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens« von Gerhard Wurzbacher (1951), »Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart« von Helmut Schelsky (1953), »Deutsche Familien nach dem Kriege« von Gerhard Baumert (1954). Diese Arbeiten dokumentieren die Auseinandersetzung mit den unübersehbaren Gegenwartsproblemen von Familien im zerstörten Deutschland, mit Armut, Wohnungsnot, Hunger, Krankheit, unvollständigen Familien, Flüchtlingsschicksalen, hohen Scheidungsraten in den ersten Nachkriegsjahren, Jugendkriminalität. Der sozialreformerische Eifer, der in diesen Arbeiten aufscheint, wirkt aus heutiger Sicht zwar etwas naiv, zeugt aber vom Handlungsdruck der Nachkriegszeit.

Besondere Aufmerksamkeit wurde der Binnenstruktur der Familie gewidmet, der Frage der Macht- und Autoritätsverhältnisse zwischen den Eheleuten und gegenüber den Kindern. Gefragt wird nach dem Zusammenhang zwischen innerer Struktur der Familie und Anfälligkeit

für Autoritarismus. Die Zusammenhangskonstruktion ist dabei durchaus eine doppelte. Einmal werden, ähnlich wie schon bei Horkheimer (1936) und Adorno (1950), autoritäre Familienstrukturen als Vorbedingung für den Nationalsozialismus analysiert, dann wieder gilt die Aufmerksamkeit umgekehrt mehr den Auswirkungen des Nationalsozialismus auf die Familienstrukturen. Die These vom autoritären Charakter der deutschen Familie der Nachkriegszeit blieb dabei nicht unwidersprochen. In den Arbeiten von Baumert (1954) und König (1955, in: Ders. 1974) wird die »Gefährtenhe« als vorwiegende Eheform geschildert. König verweist auf das Abnehmen der väterlichen Autorität schon seit den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts, so daß man allenfalls von einem »sekundären Patriarchalismus« reden könne, einem »Patriarchalismus im Gegenstoß« (ebd. S. 219), der vor allem in den Unter- und Oberschichten angesiedelt sei. Eine ähnliche These von der »vaterlosen Gesellschaft« (1963) wird sich einige Jahre später bei Alexander Mitscherlich finden. Ohne daß der Nationalsozialismus hierzu noch die Hintergrundsfolie abgibt, reicht auch diese Kontroverse bis in die heutige Zeit hinein, z.B. als Auseinandersetzung um (patriarchale) Gewalt oder um die Frage, ob die Männer in der Familie eine zu große oder zu kleine Rolle spielen.

Es war insgesamt charakteristisch für die frühe Familiensoziologie, daß sie sich intensiv dem inneren System der Familie zuwandte. So finden sich in der herausragenden Arbeit von Dieter Claessens zu »Familie und Wertsystem« (1962) Gedanken zur »Eigendynamik der Kernfamilie«, die sich problemlos in heutige Konzepte der Familientherapie fortschreiben ließen, und auch König rezipierte in seiner Familiensoziologie neben den Arbeiten der Gruppensoziologie die Werke von Freud, Adler und Jung, neuere Arbeiten aus der Psychoanalyse (z.B. Mitscherlich) sowie die gerade im Entstehen begriffene Gruppen- und Familientherapie (Richter, Meistermann-Seeger, Toman). Dieses Interesse an der Psychologie, Psychoanalyse und Psychotherapie ging den Soziologen jedoch verloren. So sind z.B. in einer neueren lehrbuchartigen Übersichtsdarstellung (Peukert 1991) in der Bibliographie weder die genannten älteren AutorInnen, noch irgendein neuerer Vertreter der Familientherapie genannt. Dies scheint sich erst jüngst allmählich zu ändern (Tyrell in: Nave-Herz 1989, Herlth u. a. 1994).

Den AutorInnen der aufgeführten Nachkriegsstudien blieb nicht verborgen, daß sich hinter dem Chaos der Nachkriegszeit zugleich längerfristige Veränderungen der Familie abzeichneten, die mit Stichworten wie Intimisierung der Familienbeziehungen, Individualisierung, Funk-



tionsverlust und Funktionswandel bezeichnet wurden, Begriffe, die zum Teil heute noch (oder wieder) in der Diskussion sind (Individualisierung), wenn auch häufig mit verändertem Inhalt. Die Aufgabe der Soziologie bestand hier im Selbstverständnis fast aller ihrer Vertreter darin, diesen Wandel erst einmal überhaupt als solchen herauszuarbeiten, anstatt sich in rückwärtsgewandten sozialromantischen Vorstellungen von Familie zu ergehen. Parallel zu dieser Hinwendung zu längerfristigen Wandlungsprozessen der Familie vollzieht sich zugleich die Ankoppelung der deutschen Soziologie an die internationale, d.h. vor allem an die amerikanische Soziologie.

Diese Hinwendung zu längerfristigen Veränderungen verdeutlichte, daß sich Familie trotz der massiven Eingriffe der Nationalsozialisten in hohem Maße als »politikresistent« erwiesen hatte. Über den Folgen, die sich daraus für die Soziologie ergaben, sollten sich in Zukunft die Geister scheiden. Während es nach König die aufklärerische Aufgabe der Soziologie war, der Politik genau diese Unausweichlichkeit des Wandels – bei einer gleichzeitigen relativen »Abgeschlossenheit« der Familie zu verdeutlichen, um dadurch die Grundlage für rationale Entscheidungen überhaupt erst zu ermöglichen, wurde Schelsky im weiteren Verlauf seiner Karriere immer stärker zum Kritiker einer Soziologie, die aus seiner Sicht durch das Aufdecken dieses Wandels mit dazu beitrug, die normativ-moralischen Grundlagen von Gesellschaft zu zerstören (vgl. z.B. Schelsky 1955).

Zugleich konstatierte auch er, hier ganz einer Meinung mit König, in einem Zeitungsartikel in Richtung des konservativ-katholischen Ministers des 1953 eingerichteten Ministeriums für Familienfragen, daß es »ein allgemeinverbindliches einheitliches Leitbild des inneren familiären Lebens, auf das sich der Staat mit seinem moralischen Urteil im Dienste der Familie stützen könnte, ... in unserer Gesellschaft nicht (gibt)« (zit.n. Walter 1995, S. 86). Die Aufgabe der Soziologie liege eben »nicht in der Darstellung von ›richtigen‹ oder ›falschen‹ Strukturen oder gar von Rezepten der modernen Familienführung«, so Gerhard Wurzbacher, eine weitere Gründungsfigur der Familiensoziologie, im Vorwort zu einem Buch seiner damaligen Mitarbeiterin Renate Mayntz, »sondern sie breitet die ganze Vielfalt gegenwärtiger – und nur in diesem Sinne ›moderner‹ – Familienverhältnisse und -entwicklungen vor uns aus, wie sie durch die neuere soziologische Forschung aufgedeckt wurden« (Mayntz 1955, S. VII). Dieses für ein sozialerzieherisch interessiertes Publikum geschriebene Buch erschien in der Reihe »Beiträge zur Sexualpädagogik« und bietet ein gutes erstes Beispiel für die einsetzende

breite Streuung soziologischen Wissens. Laut Wurzbacher sollte die Soziologie die Grundlage bereiten, auf der dann die »eentlichen sexualpädagogischen Folgerungen« (ebd.) aufbauen würden.

In den folgenden Jahren kam es zu einer schnellen Ausdifferenzierung des akademischen Faches »Soziologie« und der Einrichtung neuer Lehrstühle. Waren es 1955 erst 12 Lehrstühle, so gibt es derzeit ca. 400. Und der »Königsweg« der Soziologie, dies durchaus im doppelten Sinn des Wortes, war zumindest für die 50er Jahre sowohl inner- wie außerwissenschaftlich die Familiensoziologie, wofür auch spricht, daß die erste Fachsektion in der nach dem Kriege wiedergegründeten Deutschen Gesellschaft für Soziologie die Sektion Familien- und Jugendsoziologie war (Vascovics 1975), in der allerdings König keine Rolle spielte.

Die Familie war als Schnittpunkt von Individuum und Gesellschaft ein »gesellschaftliches Totalphänomen«, das sich – so verstanden – nicht in eine Bindestrich-Soziologie neben anderen einschließen ließ, sondern vor allem in ihrer Sozialisationsfunktion paradigmatische Bedeutung für eine Allgemeine Soziologie haben sollte (König 1969, S. 9ff.). Die »antinomische Struktur der Familiensoziologie« bedeutete, daß sie einmal einen empirisch nachprüfaren Problembereich bezeichnete, zum anderen aber sich mit den kategorialen Voraussetzungen von Gesellschaft überhaupt beschäftigte. Als Ort, an dem die Geschlechter und Generationen zusammenleben, war sie Gegenstand der Mikrosoziologie. Als zentrales gesellschaftliches Organisationsprinzip dieses Zusammenlebens war sie zugleich Gegenstand der Makrosoziologie.

Dieses hohe Interesse an der Familiensoziologie hielt jedoch nicht lange vor, zu vielfältig war wohl auch der Nachholbedarf der Sozialwissenschaften nach dem Kriege. So widmete sich auch König nicht vorrangig der Familiensoziologie, auch wenn er bis in die 80er Jahre hierzu veröffentlichte, sondern förderte durch die ab 1956 erscheinenden Sonderhefte der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie Themenbereiche, von denen viele sich zu eigenen Bindestrichsoziologien ausdifferenzieren sollten (Gemeinde 1956, Jugendkriminalität 1957, Medizin 1958, usw.). Viele dieser Themen wiesen Schnittstellen mit der Familiensoziologie auf. Mit dieser Ausdifferenzierung wurde das Thema »Familie« immer weiter zerstückelt, ein Prozeß, der auch nicht vor den Kernthemen (z.B. Eheschließung, Geburt, Scheidung) haltgemacht hat, so daß heute selbst von einem renommierten Familiensoziologen wie Franz Xaver Kaufmann extra die Notwendigkeit begründet wird, »den ambitionierten Versuch einer Zusammenschau unseres



gegenwärtigen Wissens über die familialen Verhältnisse und ihre Abhängigkeit von ökonomischen, politischen und kulturellen Gegebenheiten einmal zu wagen« (Kaufmann 1994, S. 3). Der knapp 30 Jahre vorher erschienene Überblick von Neidhardt »Die Familie in Deutschland« (1975<sup>4</sup>, zuerst 1966) umfaßte im Umfang etwa nur ein Drittel und bedurfte noch nicht solcher Legitimierungen.

### III. Konsolidierung und Krise der (Familien)Soziologie

Dem abnehmenden Interesse an der Familiensoziologie innerhalb der Profession stand in den 60er Jahren die zunehmende gesellschaftliche Anerkennung der Soziologie insgesamt gegenüber. So sind z.B. seit Mitte der 60er Jahre FamiliensoziologInnen maßgeblich bzw. federführend an der Erstellung der Familienberichte der Bundesregierung (1968, 1975, 1979, 1986, 1994) beteiligt, wobei sich heute eher Ernüchterung bei den Beteiligten über die Wirkung dieser Berichte breitmacht, dienten diese doch mehr der politischen Legitimation, als daß sie real viel beeinflusst hätten (vgl. Walter 1995). Mit ihren Erfolgen im öffentlichen, d.h. politischen wie gesellschaftlichen Diskurs erwuchs der Soziologie jedoch zugleich ein neues Problem. Wollte sie auf Dauer ihre aufklärerische Funktion behalten, kam sie mit der Verbreitung soziologischen Wissens bald schon in die Lage, gegen sich selbst anreden zu müssen. Schon als 1965 der erste Familienbericht in Auftrag gegeben wurde, kündigten sich mit der heraufkommenden Studentenbewegung unruhige Zeiten an, an denen die Soziologie bzw. die Soziologen nicht ganz unbeteiligt waren und die das Fach und seine Vertreter in verfeindete Lager aufspalten sollten. Es zeichneten sich zwar mit dem Nahen der sozialliberalen Koalition neue Möglichkeiten für den sozialreformerischen Zweig der Soziologie ab. Zugleich wurde dies nun, unter aktiver Beteiligung der Soziologen, im politischen Raum heftig angegriffen.

Die Kritik galt vor allem einer Familiensoziologie, die in der Orientierung am Strukturfunktionalismus des wohl einflußreichsten amerikanischen Theoretikers dieser Zeit, Talcott Parsons, und dessen schematischen Beschreibungen (vgl. z.B. Parsons, Bales 1955) häufig ein Bild der Kleinfamilie malte, das der Idylle amerikanischer und inzwischen wohl auch bundesrepublikanischer Vorstädte entsprungen schien. Mit den demographischen Veränderungen der 60er Jahre, d.h. mit »Pillenkniek« und Scheidungszunahme, wurde klar, daß das Familienbild der

50er Jahre mit seiner Absolutsetzung der Kleinfamilie eher eine historische Ausnahme als die Regel war. Es begann ein Kampf gegen die »bürgerliche Familie« und gegen jene, die für ihre Vertreter gehalten wurden, der einem heute – bei aller Berechtigung der Kritik – aufgrund des revolutionären Pathos und der dazugehörigen Besserwisserei eher befremdlich vorkommt. Wenn man bedenkt, mit welcher Selbstverständlichkeit inzwischen verschiedene wissenschaftliche Ansätze nebeneinander existieren (auch wenn sich ihre Vertreter nicht ausstehen können), so erinnern manche der damaligen Auseinandersetzungen eher an die Inquisition. Irgendwie hatten diejenigen, die vom »Tod der Familie« (Cooper 1976) redeten, die konservativen Familienideologien zu ernst genommen, die die Familie als Keimzelle des Staates sahen, und glaubten nun, durch die Zerschlagung der »bürgerlichen Familie« und ihre Überführung in eine Wohngemeinschaft die gesellschaftliche Struktur der Bundesrepublik revolutionieren zu können.

Während man also einerseits für die 60er und die frühen 70er Jahre von einem Siegeszug der Soziologie reden kann, wurde andererseits zugleich auch ihre Krise ausgerufen. Die Anteile empirischer Forschung schrumpften in den 60er Jahren. Dafür gab es eine »Inflation wissenschaftstheoretischer Abhandlungen« (Sahner 1989, S. 19). »Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie«, so hieß nun anscheinend die Alternative, gemäß dem Buchtitel einer gemeinsamen Streitschrift von Habermas und Luhmann (1971). Mit empirischer Sozialforschung hatten beide wenig zu tun, mit Familiensoziologie schon gar nicht. Ein fast zwanzig Jahre später von Luhmann in einer familientherapeutischen (und nicht in einer soziologischen) Zeitschrift veröffentlichter Artikel ist nicht mehr als eine Skizze (Luhmann 1988) und auch heute spielt die (Luhmannsche) Systemtheorie in der Familiensoziologie keine vergleichbare Rolle wie z.B. in der Familientherapie (Ausnahmen: Neidhardt 1975, 1976; Tyrell 1983, 1988, 1989).

Die 70er Jahre waren die Zeit der großen Gesellschaftstheorieentwürfe, welche die Hoffnungen, die sie erweckten, nicht erfüllen konnten. Der modische Charakter dieser Art der Soziologie entpuppte sich dabei durchaus eher als Pyrrhussieg. So argumentierte König, daß die Krise der Soziologie zwar mit einer Krise der Gesellschaft einhergehe, aber zum großen Teil hausgemacht sei aufgrund »einer notorischen Selbstüberschätzung«, die »zu einem spontanen Legitimitätsschwund der Sozialforscher geführt« (1979, S. 353) habe.

In der wissenschaftlichen Auseinandersetzung wurden Unterschiede bzw. Gegensätze produziert, z.B. zwischen »bürgerlicher« und »mar-



xistischer« Wissenschaft, um dann auf das jeweilige Gegenüber einzudreschen. Als »Patriarch« der Familiensoziologie blieb davon auch König nicht verschont. Heidi Rosenbaum (1973) z.B. warf König vor, daß seiner Familientheorie die historische Konkretion und der Bezug zum gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang »von Marginalien abgesehen« (S. 104) fehle, um ihm dann in einer Fußnote zu konzedieren, »daß seine Familiensoziologie eine der am besten fundierten in der Bundesrepublik sei« (ebd. S. 94), womit sie zugleich einen impliziten Hinweis auf die Fortschrittlichkeit ihres eigenen Ansatzes gab. Und auch König war wenig zimperlich. In einer Besprechung des Buches in der Kölner Zeitschrift merkte er an, »daß der »Gegenstand« Familie in dem ganzen Buch kaum vorkommt. ... Es handelt sich in Wahrheit nur um Theorien über Theorien, ein völlig gegenstandsloses Geflecht, das seit einigen Jahren zunehmend als »Soziologie« ausgegeben wird, damit aber so wenig gemeinsam hat wie ein Chiricahua Hündchen mit einem Bernhardiner« (1974b, S. 661).

Durch die Kritik an der bürgerlichen Familie bzw. der »bürgerlichen« Soziologie und dem Heraufkommen neuer Lebens-, Wohn- und Arbeitsformen wurde aber auch neues Interesse an der Familiensoziologie geweckt. Es erschienen mehrere Sammelbände zur Familiensoziologie (z.B. Lüschen, Lupri 1970; Claessens, Milhoffer 1973), in denen nun auch von der »Dynamik der bürgerlichen Familie und ihrer möglichen Alternativen« (Claessens und Menne in: Lüschen, Lupri) die Rede war. Zwar kam es nicht zu der damals ausgerufenen Ablösung der bürgerlichen Familie, aber im Rückblick betrachtet entpuppen sich die 60er Jahre als Startpunkt, von dem aus sich allmählich »eine Art »Gestaltwandel« oder »kategorialer Wandel« im Verhältnis von Individuum und Gesellschaft« (Beck 1986, S. 205) anbahnt, mit der Folge einer Pluralisierung von »familialen Lebensformen« (Kaufmann 1994, S. 8).

Zwar hatte König schon in seinen »Materialien« davon gesprochen, daß man immer mit einem »simultanen Vorhandensein der verschiedensten Familientypen zu rechnen« (1946, S. 48) habe, aber verbreiteter war es, den »Begriff der Kernfamilie ... als Zentralbegriff« zu nehmen, auch dann, »wenn einfach von Familie gesprochen wird«, so Friedhelm Neidhardt (1975<sup>4</sup>), ab Wintersemester 1974 Nachfolger Königs an der Universität Köln. Viele Vertreter der Familiensoziologie hatten damit ein Familienbild übernommen, das sich nun nicht nur im Vergleich zu anderen Kulturen, sondern im historischen Vergleich auch innerhalb der eigenen Kultur eher als Ausnahme herausstellte. So erwies sich z.B. der lange angenommene Übergang von der Großfamilie und dem

»Ganzen Haus« des 19. Jahrhunderts zur modernen Kleinfamilie des 20. Jahrhunderts und das daraus von Emile Durkheim formulierte Kontraktionsgesetz der Familie als Illusion. Vielmehr hatte die neue Ideologie der Kleinfamilie die alte Ideologie der erweiterten Familie abgelöst. Dies aufzuzeigen war vor allem ein Verdienst der nun aufkommenden sozialgeschichtlichen Familienforschung (z.B. Aries 1975, Conze 1976, Mitterauer und Sieder 1977, Rosenbaum 1982, Sieder 1987, Weber-Kellermann 1974), die sich, zum Teil explizit materialistisch ausgerichtet (Rosenbaum), vor allem mit dem Zusammenhang von Familienformen und ökonomischem Wandel beschäftigte. Damit wurde der Blick auch wieder auf die Schichtung von Gesellschaft bzw. ihren Klassencharakter gelenkt.

Dem entsprach in der Familiensoziologie eine Hinwendung zur Sozialisationsforschung und zur Betrachtung der Familie als schichtspezifischer Sozialisationsinstanz und damit auch als zentrales Medium der Reproduktion sozialer Ungleichheit. Durch die sozialliberale Bildungsreform initiiert bzw. unterstützt wurde nun die »Bildungsabstinenz der Arbeiterfamilie« und der »restringierte Sprachcode« der Unterschicht untersucht, die durch eine »kompensatorische Erziehung« dem expandierenden Bildungswesen zugeführt werden sollte. Das »katholische Mädchen vom Lande« avancierte zum idealtypischen Untersuchungsgegenstand. Auch der Familienbericht der Bundesregierung von 1975 stellte das Thema Sozialisation in den Mittelpunkt. Die Soziologen brachen dadurch verstärkt in das bisherige Terrain der Pädagogen ein, die nun aus ihrem geisteswissenschaftlichen Dornröschenschlaf erwachten und sich allmählich von der fast ausschließlich ideengeschichtlichen Rezeption von »Klassikern« der sozialen bzw. institutionellen »Wirklichkeit« zuwandten, in der sich Erziehung oder eben Sozialisation abspielte. Diese Dominanz der Sozialisationsforschung verengte zugleich das Blickfeld der Familiensoziologie, bzw. entzog ihr weitere Themengebiete (Jugend, Erziehung, Bildung), die sich nun verstärkt selbständig machten. So gibt es seit 1981 eine Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie, herausgegeben von der Familiensoziologin (und König-Schülerin) Rosemarie Nave-Herz, aber erst seit 1989 eine kleine, nicht kommerziell vertriebene »Zeitschrift für Familienforschung«. Dies steht in auffälligem Kontrast dazu, daß es im englischsprachigen Bereich mehrere, ausschließlich der Familienforschung gewidmete Zeitschriften gibt, und in der Bundesrepublik die familientherapeutische Zeitschrift »Familiendynamik« gerade ihr 20. Jubiläum feiern konnte.

Bald rüttelte schon die nächste Erschütterung am Fundament der Fami-



lie und der Familiensoziologie, die Frauenforschung. Im strukturell-funktionalen Weltbild von Parsons waren die Welten von Männern und Frauen noch klar aufgeteilt. Angelehnt an die Ergebnisse der Kleingruppenforschung (Bales, Slater in: Parsons, Bales 1955) wurden den Männern die aufgabenorientierten, d.h. nach außen auf Politik und Arbeitswelt gerichteten Funktionen zugesprochen, den Frauen die expressiven und nach innen gerichteten Funktionen, die dem emotionalen Zusammenhalt der Familie, dem Schutz und der Versorgung des Mannes und vor allem der Kinder diene. Dieser »Vertrag« zwischen den Geschlechtern, der wohl nie einer gewesen war, wurde durch die seit den 60er Jahren beschleunigten gesellschaftlichen Freisetzungprozesse faktisch und durch die Frauenbewegung auch ideologisch aufgekündigt. Zwar gehörte die »Rolle der Frau«, das »Problem« der weiblichen Berufstätigkeit und ihre »Doppelrolle« von Anfang an zum Gegenstand der Familiensoziologie, aber bislang ohne die Rolleneinteilung prinzipiell in Frage zu stellen. Dies wird nun gründlich nachgeholt, und ein Ende ist noch nicht abzusehen.

Eine der zentralen Leistungen der Frauenforschung war die Ausweitung des Arbeitsbegriffes, der bislang allein den männlichen Lebenswelten vorbehalten war, auf die Hausarbeit der Frau. Damit wurde auf einmal der ganze Umfang der »Schattenarbeit« im traditionellen Lebensbereich der Frau sichtbar, der bislang vorrangig als Ort der Reproduktion und nicht der Produktion thematisiert worden war (Beck-Gernsheim 1980, Resch 1991). Diese Aufteilung in »lebenslange Hausarbeit« für die Frauen sowie »arbeitsmarktförmige Existenzführung« für die Männer entpuppte sich als ständisches Relikt inmitten der modernen Industriegesellschaft (Beck 1986, S. 178), was Ulrich Beck von einer halbierten Moderne reden ließ. Und ohne diesen ständisch organisierten Unterbau wäre die Industriegesellschaft, so wie wir sie kennen, gar nicht funktionsfähig.

#### IV. Pluralisierung der Familie und der Familiensoziologie

In den 80er Jahren wurden die Krisenphänomene dieser »halbierten Moderne« in Form von steigenden Scheidungsraten, abnehmenden Eheschließungen und sinkenden Geburtenziffern unübersehbar. Die alte Frage: Funktionsverlust oder Funktionswandel der Familie, tauchte in neuem Gewande auf: Handelte es sich hierbei um einen epochalen Bruch oder nur um die Begleiterscheinungen einer weitergehenden Mo-

dernisierung (Zapf 1991, S. 36), mit entsprechenden Auswirkungen auf die Familie? So spottete Beck, sehr zum Ärger vieler Familiensoziologen, noch 1990 in seinem Eröffnungsvortrag auf dem Frankfurter Soziologentag über die Familiensoziologie. Sie sei »seit Jahren damit beschäftigt, »Entwarnung« zu geben. Im Kern der Kernfamilie ist alles kerngesund!« (1991, S. 43). Mit seinen Thesen über die Enttraditionalisierung industriegesellschaftlicher Lebensformen, der Auflösung ständischer und klassenspezifischer sozialer Zuordnungen und ihrer zumindest teilweisen Ersetzung durch individualisierte Lebenslagen (1983) initiierte Beck ab Anfang der 80er Jahre eine Diskussion, die heute fast schon an feuilletonistischer Auszehrung leidet. So redete er auch nicht mehr von »der« Familie, sondern »vom Ohne-, Mit- und Gegeneinander der Geschlechter innerhalb und außerhalb der Familie« (Beck 1986) oder gar vom »ganz normalen Chaos der Liebe« (Beck, Beck-Gernsheim 1990).

Die ausgerufene Krise der Familie nagte nun nicht nur am empirischen Gegenstand, sondern am kategorialen Begriff selber. Beispielhaft dafür ist die Diskussion über das zunehmende Phänomen der »unvollständigen« Familie, die bei König als Problem der Desorganisation behandelt worden war, wobei ihm durchaus klar gewesen war, daß sich hier ebenso wie beim Problem der Scheidung die »ideologische Anfälligkeit« von Ehe und Familie besonders bemerkbar machte und eine geschiedene Ehe einer zwanghaft aufrechterhaltenen Ehe in einer »Fassadenfamilie« durchaus vorzuziehen sei.

Selbst wenn man die in der Frauenbewegung aufkommende umgekehrte Ideologisierung des Alleinerziehens in Rechnung stellt, so läßt die Zunahme von Scheidungen und damit auch von alleinerziehenden Eltern diese Familienform zur Normalität werden, was sich sowohl im Einstellungswandel wie in der Gesetzgebung niederschlägt. Da es sich zudem bei den Alleinerziehenden in der Mehrheit um Mütter mit ihren Kindern handelt, wird der Begriff der »unvollständigen Familie« nun im Zuge der Geschlechterforschung als diskriminierend aufgefaßt und durch den soziologisch wie grammatikalisch nicht gerade glücklich gewählten – Begriff der »Ein-Elternteil-Familien« (Napp-Peters 1985) zu ersetzen versucht. Die weitere Pluralisierung des Familienbegriffs bringt dann »Zweifamilien« (Giesecke 1987), »Ein-Kind-Familien« (Huinink 1989), die »Patchwork-Familie« (Bernstein 1990), »Fortsetzungsfamilien« (Ley und Barer 1992), »Geteilte Familien« (Furstenberg 1993) sowie »Fortsetzungsehen« (Furstenberg 1987) und »Nichteheliche Lebensgemeinschaften« (Meyer und Schulze 1983, 1988) und in der Folge der Gentechnolo-



gie derzeit als letztes »Multiple Elternschaften« (Gross und Honer 1990).

Nun sollte der mediale Rummel, der sich inzwischen mit jedem sozialen Phänomen verbindet, nicht mit der sozialen Realität verwechselt werden. Entsprechend zutreffend ist denn auch der Hinweis, daß die »Normalfamilie« immer noch die am meisten verbreitete familiäre Lebensform ist, die Wichtigkeit von Ehe und Familie laut Meinungsumfragen heute so hoch ist wie noch nie und zumal dem Eltern-Kind-Verhältnis eine hohe Aufmerksamkeit zukommt (Nauck in: Gerhardt u.a. 1995). Daß der hohe Anspruch gegenüber Ehe, Partnerschaft und Eltern-Kind-Beziehungen diese über die Maßen mit Glücksansprüchen belastet und daher so labil macht, verbindet diese Argumentation allerdings wiederum mit dem Krisenszenario.

Das heißt, die Soziologie reagierte zwar durchaus auf die veränderten Problemlagen. Schon auf dem Frankfurter Soziologentag 1990 wurde Familie unter der Überschrift »Wandel der Lebensführung und der Lebensformen« abgehandelt. Auch die Zunahme von Forschungen in den 80er Jahren vor allem zu den Krisenphänomenen von Scheidung und Geburtenrückgang bezeugen dies. Zugleich fällt es aber offensichtlich schwerer, als es die oben aufgeführte Begriffsvielfalt suggeriert, die Diskussion vom Bezugspunkt eines normativen Bildes von Familie abzulösen, ohne daß entweder der Gegenstand überhaupt verloren geht – oder man sich einem neuen normativen Problem gegenüber sieht.

Dabei sind in der Vergangenheit schon wiederholt Versuche in dieser Richtung unternommen worden (vgl. Fux 1994, S. 109ff.). So empfahl König eine stärkere »Historisierung der Theorie« in der Familiensoziologie, um sie von früher auch von ihm vertretenen Vorstellungen, z.B. dem »Kontraktionsgesetz« und dem Begriff der »Gattenfamilie« (Durkheim), sowie dem der »Nuklearfamilie« (Parsons) freizumachen und stattdessen die tatsächliche Mannigfaltigkeit von familialen Lebensformen wahrzunehmen, die sich am ehesten mit dem aus der Familienpsychologie entnommenen Begriff der Familienkonstellationen (Toman 1965) konzeptualisieren ließen (König 1982, S. 19). Zugleich beinhaltet dies »die Notwendigkeit, die empirische Forschung wieder eher von der verfügbaren Allgemeinen Soziologie zu distanzieren« (1976, S. 185).

Während dieser »Abschied von der Normalfamilie« (Herlth u.a. 1994) und die Pluralisierung »familialer Lebensformen« (Vaskovics 1994) von Teilen der Profession wahrgenommen wird, wird von anderen wiederum versucht, sich nicht die Strenge einer wissenschaftlichen Familien-

definition und damit ihren Gegenstand rauben zu lassen. »Die für die Familienforschung entscheidende Frage ist also nicht das Aufspüren von weiteren Partnerschaftsformen in ihrer bunten Vielfalt«, so Bernhard Nauck in einer Gegenkritik an Beck, sondern vielmehr, »wie das Zusammenleben zwischen den Generationen in einer Gesellschaft geregelt ist« (Nauck in: Gerhardt u.a. 1995, S. 26). Und um das Problem der Bewertung, wie dies durch den Begriff der »unvollständigen Familie« gegeben war, schon in der Gegenstandsdefinition aufzufangen, wird dann konsequenterweise »allein die Generations-, nicht aber die Geschlechterdifferenzierung als konstitutiv für die Familie bezeichnet« (Nave-Herz 1989, S. 5).

Diese Definition wird zwar der Tatsache gerecht, daß eine Ehe aufkündbar ist, nicht aber die Elternschaft, so wie ja auch die Ehepartner füreinander nur angeheiratete Verwandte sind. In der empirischen »Realität« von »Ein-Eltern-Familien« bedeutet diese Minimaldefinition allerdings, daß die herkömmliche Rede vom »soziologischen« Vater (Neidhardt 1974, S. 19) – das heißt die durch Kulturanthropologie und Ethnologie formulierte Idee, daß Mutterschaft biologisch gegeben ist, Vaterschaft aber sozial definiert werden muß –, in ein neues Licht gesetzt wird, macht dies den Vater doch in gewisser Weise zu einem Restphänomen der Familiensoziologie. Problematisch ist diese Definition aber vor allem deswegen, weil das zentrale Krisenszenario in Familien eben nicht durch die Generationsbeziehung, sondern die Geschlechterbeziehung ausgelöst wird. Würden die Familiensoziologen zudem einmal einen Blick auf die Familientherapie werfen, so würde ihnen auffallen, daß nicht nur die Eltern von Kindern einmal Kinder von Eltern waren, sondern alle anderen auch. Das heißt auch der Lebensweg von Alleinlebenden ließe sich als familial (mit)bedingter Lebensweg verstehen. Gäbe es nicht die angesprochene Schwierigkeit der Soziologie in der autonomen Bestimmung ihres Gegenstandes, so würden diese neuen Entwicklungen und Problemlagen darauf hinauslaufen, den Begriff der »Familie« in der Familiensoziologie als Oberbegriff aufzugeben. Die Schwierigkeit mit ihrer Begrifflichkeit stellt sich dabei nicht nur der Familiensoziologie. Denn wenn die Diagnose der Individualisierung und Pluralisierung von Lebensformen und -lagen zutrifft, was allerdings durchaus nicht unwidersprochen ist (vgl. z.B. Mayer in: Zapf 1991), bedeutet dies die Auflösung eindeutiger und handlungsbestimmender »soziologischer Tatbestände«, was begrifflicherweise nicht ohne Auswirkungen auf Methoden und Begrifflichkeiten bleiben kann, die einmal aus der Analyse eben dieser Tatbestände hervorgegangen



sind. Damit wären die traditionelle Allgemeine Soziologie und die »Regeln der soziologischen Methode« (Durkheim) insgesamt in Frage gestellt (Esser in: Zapf 1991).

Ein ähnliches Problem würde sich auch der Familientherapie stellen, würde sie die Veränderungen in der Ausdifferenzierung von familialen Lebenswelten mehr zur Kenntnis nehmen. Dabei kann sie selber als Folgeerscheinung dieser Veränderungen angesehen werden. Daß es jedoch auch vielen (Familien)Therapeuten schwer fällt, vom alten Familienbild als Norm Abschied zu nehmen, verdeutlicht die ungewöhnliche Popularität, die zur Zeit Bert Hellinger (1994) erfährt, die nicht nur durch seine unbestrittenen therapeutischen Leistungen erklärbar ist. Auch wenn einem seine Vorstellungen von Familie und der Rolle von Mann und Frau eher konservativ anmuten, so läßt sich das »Hellinger-Phänomen« (Simon, Retzer 1995) auch dahingehend deuten, daß hier eine von der Familientherapie gelassene Lücke gefüllt wird, da sie – vor allem in ihren konstruktivistischen Varianten – höchstens in Ansätzen eine (explizite) Theorie der Familie anzubieten hat. Versuche in diese Richtung finden sich am ehesten bei der psychoanalytisch orientierten Familientherapie (Buchholz 1995).

Kompliziert wird eine begriffliche Neubestimmung des Gegenstandes allerdings dadurch, daß dies nicht nur den Begriff »Familie«, sondern das gesamte umgebende engere semantische Feld, also auch Elternschaft, Liebe, Sexualität, Partnerschaft, Ehe, Verwandtschaft umfassen müßte, aber auch die Rolle von (familialen) Netzwerken und Freundeskreisen sowie die Verortung z.B. in verschiedenen Formen des Haushaltes mitberücksichtigt werden müßte.

Die Notwendigkeit einer solchen Neubestimmung ist dabei nicht nur semantische Spielerei, sondern ergibt sich aus dem Wandel der familiären Lebensformen selber. Denn mit der empirisch feststellbaren Pluralisierung der Lebensformen und der gleichzeitigen kulturellen Liberalisierung, d.h. der weitgehenden Auflösung normativer Vorstellungen über die Geschlechter, Ehe und Familie, entkoppeln sich Phänomene, die bislang in der Familie zusammenfielen (Kaufmann 1994, S. 96ff.). Dies betrifft den Zusammenhang von Sexualität und Fortpflanzung ebenso wie den von Liebe und Ehe, von Ehe und Elternschaft sowie von biologischer und sozialer Elternschaft – Zusammenhänge, die bislang zumindest institutionell-normativ gegeben waren, auch wenn dies faktisch (bis auf wenige historische Ausnahmen) nie in dem Maße zutraf, wie es in den gesellschaftlichen Auseinandersetzungen um »die« Familie, häufig auch in der Familiensoziologie, suggeriert wurde. Zu-

gleich zeigen empirische Arbeiten auf, daß in Bezug auf alle diese Phänomenbereiche die realen Handlungen den erfragten Einstellungen hinterherhinken, so daß man heute nicht mehr von einem »cultural lag«, sondern eher von einem »institutional lag« (Hradil in: Zapf S. 364) reden kann. Das heißt, wir sind alle konservativer als wir glauben und behaupten.

Dazu paßt nun, daß nicht nur von konservativer Seite, wie z.B. in der Diskussion über »new family values« in den USA, sondern auch in den linksliberalen Versionen der Kommunitarismus-Diskussion der Familie erneut eine zentrale Bedeutung zugewiesen wird. Sind dies nur Rückzugsgefechte oder gehört zu den Aufgaben einer Familiensoziologie auch eine »Wertelehre von der Familie«, in deren Perspektive z.B. »umgekehrt eine Anpassung der Wirtschaft an die Familienordnungen zu erfolgen« hätte (König 1946, S. 54)? Die gesellschaftliche Diskussion darüber ist heute voll in Gang: Über Steuerpolitik, Familienlastenausgleich, Renten, Pflegeversicherung, Gesundheitsreform, Kindergartenplätze, Teilzeitarbeit, Arbeitslosigkeit, Migration, aber auch über die Schattenseiten der Familie wie Rechtsradikalismus, Gewalt, sexueller Mißbrauch.

Sicherlich führt kein Weg zu den Vorstellungen der 60er und 70er Jahre zurück, man könne die Rationalität politischer Entscheidungen durch Wissenschaft vergrößern. Aber will sie nicht in akademischer Bedeutungslosigkeit versinken, so fordert dies die (Familien)Soziologie heraus, auf das alte Theorie-Praxis-Problem (König 1971, Beck 1972) und seine Widersprüchlichkeiten und Fallgruben neue Antworten zu finden. Sie könnte sich dabei von der systemischen Therapie inspirieren lassen, die hierzu zwar auch nicht viele Antworten hat, aber diesen Schwierigkeiten wenigstens mit guten (zirkulären) Fragen zu begegnen weiß.

## V. Epilog: Ende der Familie?

Nach seiner Emeritierung 1974 hat mein Vater die Universität Köln nicht mehr betreten bis zu einer Feier zu seinem 85. Geburtstag. Er verbrachte jetzt viel Zeit vor allem in Italien, wo er mit unverminderter Energie weiterarbeitete. Die Institution Universität und das Fach Soziologie betrachtete er aus zunehmendem Abstand mit einem größer werdenden Zorn. Auch ließ ihn das Trauma der Emigration nicht los und führte zu wütenden verbalen Angriffen gegen »die Deutschen«.



Seine Rückkehr nach Deutschland stellte er nachträglich in Frage – und damit sein eigentliches Lebenswerk, seine zentrale Rolle bei der Neubegründung der Soziologie in der Bundesrepublik. Obwohl seine ehemaligen SchülerInnen auf Lehrstühlen in der ganzen Bundesrepublik verteilt sind, sah er seine Vorstellungen von der Aufgabe der Soziologie in der Bundesrepublik als gescheitert an. Weder schätzte er die theoretische Soziologie Luhmanns besonders, noch die theorie- und geschichtslose Empirie vieler Sozialforscher, die Habermas'sche Theorie der kommunikativen Kompetenz bedachte er mit einem resignierten Kopfschütteln als ein Buch »ausschließlich über andere Bücher und mit nicht einem einzigen Fakt drin«.

Auf die ausbleibende oder aus seiner Sicht falsche Rezeption seines Wirkens versuchte er selber noch Einfluß zu nehmen in seiner letzten größeren Veröffentlichung, der erneuten Herausgabe einiger Aufsätze zur »Soziologie in Deutschland. Begründer/Verächter/Verfechter« (1987), die er mit einem zornigen und polemischen Vorwort »in eigener Sache« versah. Obwohl in diesem Zorn viel Irrationales steckte, berührte er doch aus meiner Sicht einen sehr realen Kern, nämlich die schon nur noch eigenartig zu nennende Art, mit der er bei der ohnehin sehr spärlichen Aufarbeitung der Geschichte der (Nachkriegs-) Soziologie ausgelassen wurde. Dieses »Leben im Widerspruch« (1980), so der Titel seines »Versuches einer intellektuellen Autobiographie«, schien so schwer einzuordnen, daß es z.B. der Autor einer »Einführung in die Geschichte der Soziologie« (Korte 1992) fertigbrachte, Schelsky und Adorno breit zu würdigen, ihn aber nur in einem Nebensatz zu erwähnen, bzw. ihn in einer Neuauflage ausgerechnet in dem Kapitel über seinen Gegenspieler Schelsky in nur einem Absatz abzuhandeln.

Dieses Miterleben des eigenen Verschwindens in der Soziologie vermischte sich bei ihm mit dem Erleben seines allmählichen physischen Verschwindens. In den letzten drei Jahren seines Lebens verließ ihn zusehends sein Kurzzeitgedächtnis, so daß er nicht mehr arbeiten, d.h. schreiben konnte. So blieb sein Versuch, einen zweiten, stärker persönlich geprägten autobiographischen Bericht zu schreiben, unvollendet liegen, sicherlich auch weil ihm dabei wiederauftauchende alte Gefühle zu schaffen machten. Er fiel in eine depressiv geprägte Verzweiflung, die mich tief berührte. Wie war es möglich, daß jemand, der wie er auf ein derartiges Leben zurückschauen konnte, so in Unfrieden damit war? Und was bedeutete das für mich, der ich versuchte, meinen eigenen Weg zu gehen und mir dabei seiner Liebe und

Anerkennung durchaus sicher war, was mich aber nicht von der Aufgabe entband, mich dem realen Teil seiner Größe zu stellen?

In seinen letzten Lebensmonaten und -wochen trat ein anderes Thema hinzu, das auf seine »Ortlosigkeit« und alte Traumatisierungen verwies. Er bekam Verlassensängste, glaubte wir wollten ihn »loswerden« und abschieben, in ein Heim oder ein Krankenhaus. Als er dann tatsächlich zu einer Operation ins Krankenhaus mußte, ging meine Mutter mit ihm, um ihn zu pflegen und bei ihm zu sein. Aufgelöst wurden diese Ängste wohl nicht so sehr durch Reden, sondern mehr durch den einfachen, auch körperlichen Kontakt in der Krankenpflege. Aus dem Krankenhaus entlassen war er noch zwei Wochen zu Hause, bevor er starb.

Etwa ein Jahr nach seinem Tod nahm ich nochmals sein letztes Manuskript zur Hand, das ich bislang nur in Auszügen gelesen hatte, und stieß auf eine mir bislang unbekannte Passage, wo er versucht hatte, seine eigene Familiengeschichte zu rekonstruieren. Und hier wurde nochmals schlagartig deutlich, was ihm Familie bedeutet hatte.

Er schrieb: »An dem Fest zum 80. Geburtstag meiner Großmutter König, das mit meiner Promotion zusammenfiel, wurde mir klar, daß ich das einzige überlebende männliche Familienmitglied war. Als der Nationalsozialismus ausbrach, und ich mich mit aller Energie dagegen stellte und dann emigrierte, fand ich mich nicht nur von den meisten Freunden verlassen, sondern auch von dem Rest der Familie. Auch meine Eltern konnten sich jahrelang nicht aufrufen, mir auch nur einen einzigen Brief nach Zürich zu schreiben.« In den folgenden Seiten versuchte er dann, den Werdegang der Familie König zu schildern, berichtete über den vor- und außerehelichen Sohn des Vater, den Schauspieler Gustav Fröhlich, von dessen Existenz er überhaupt erst 1933 erfuhr, und darüber, daß es im französischen Teil der Familie ebenfalls keine männlichen Nachkommen gäbe und seine Versuche, weitere weibliche Nachkommen ausfindig zu machen, wohl aufgrund von deren Namensänderung, gescheitert seien.

Dieses Thema setzt sich nun insofern fort, als weder mein Bruder noch ich (bislang) eine eigene Familie gegründet haben. Wie sehr meinen Vater dies beschäftigt hat, war mir nie klar gewesen, er hat auch nie darüber gesprochen. Und so hat mich die Schlußpassage seines Manuskriptes sehr berührt. »Wenn es manchmal auch schwer ist, alte Freunde zu orten und im richtigen Moment wiederzusehen, so ist es mit der Familie nicht anders, selbst wenn die Umstände, die ein Wiedersehen gelegentlich unmöglich machen, noch so absurd sein mögen. Ob unsere Söhne die Familie König weiterführen, scheint mir problematisch, aber irgendwann hört ja alles auf: Familie, Freundschaft und das Leben selber.«



Am Vorabend seines Todes war er ruhig, von einer fast fröhlichen Gelassenheit und völlig klar, und er fragte mich, ob ich auch manchmal so paranoide Vorstellungen hätte wie er. Er starb in der Nacht zum 21. März 1992 – im Hause seiner Familie.

(Anschrift des Verfassers: Dr. Oliver König, Weyertal 13, 50937 Köln)

### Summary

The family as a connecting link between the individual and society is of special importance in sociology. The paper describes the development of German speaking family sociology from post-war time up to now. With the change of the family, themes of family sociology, and the importance of family sociology for sociology as a whole change as well. Starting point and repeated point of reference are the family sociological works of René König, one of the founders of sociology after 1945 and father of the author of the present paper. Therefore, the paper starts and ends with some reflexions on the own family respectively on the family of the father.

### BIBLIOGRAPHIE

- Adorno, T. W. (1973): Studien zum autoritären Charakter, Frankfurt (zuerst 1950).
- von Alemán, H., G. Kunz (1992) (Hg.): René König. Gesamtverzeichnis der Schriften. In der Spiegelung von Freunden, Schülern, Kollegen, Opladen.
- Aries, P. (1975): Geschichte der Kindheit, München.
- Baumert, G. (1954): Deutsche Familien nach dem Kriege, Darmstadt.
- Beck, U. (1972): Objektivität und Normativität. Die Theorie-Praxis-Debatte in der modernen deutschen und amerikanischen Soziologie, Reinbek.
- (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt.
- (1991): Der Konflikt der zwei Modernen, in: Wolfgang Zapf, S. 40–53.
- Beck, U., E. Beck-Gernsheim (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt.
- Beck-Gernsheim, E. (1980): Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf – Frauenwelt Familie, Frankfurt.
- Bernstein, A. C. (1990): Die Patchwork-Familie. Wenn Väter oder Mütter in neuen Ehen weitere Kinder bekommen, Zürich.
- Bertram, H. (Hg.) (1991): Die Familie in Westdeutschland. Stabilität und Wandel familialer Lebensformen, Opladen.
- Beuys, B. (1980): Familienleben in Deutschland. Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Reinbek.
- Buchholz, Michael B. (1995): Die unbewusste Familie. Lehrbuch der psychoanalytischen Familientherapie, München.
- Claessens, D. (1972): Familie und Wertsystem. Eine Studie zur »zweiten, sozio-kulturellen Geburt« des Menschen und der Belastbarkeit der »Kernfamilie«, Berlin.
- Claessens, D., P. Milhoffer (Hg.) (1973): Familiensoziologie. Ein Reader als Einführung, Frankfurt.
- Conze, W. (1976) (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart.
- Cooper, D. (1976): Der Tod der Familie, Reinbek.
- Furstenberg, F. (1987): Fortsetzungssehen. Ein neues Lebensmuster und seine Folgen, in: SW, Jg. 38, Hf. 1, S. 29–39.
- Furstenberg, F., u. a. (1993): Geteilte Familien, Stuttgart.
- Fux, B. (1994): Der familienpolitische Diskurs. Eine theoretische und empirische Untersuchung über das Zusammenwirken und den Wandel von Familienpolitik, Fertilität und Familie, Berlin.
- Gerhardt, U., S. Hradil, D. Lucke, B. Nauck (1995) (Hg.): Familie der Zukunft, Opladen.
- Giesecke, H. (1987): Die Zweitfamilie. Leben mit Stiefkindern und Stiefvätern, Stuttgart.
- Gross, P., A. Honer (1990): Multiple Elternschaften. Neue Reproduktionstechnologien, Individualisierungsprozesse und die Veränderung von Familienkonstellationen, in: SW, Jg. 41, Hf. 1, S. 97–116.
- Habermas, J., N. Luhmann (1971): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie, Frankfurt.
- Hellinger, B. (1994): Ordnungen der Liebe, Heidelberg.
- Herth, A., E. J. Brenner, H. Tyrell, J. H. Kriz (1994) (Hg.): Abschied von der Normalfamilie. Partnerschaft contra Elternschaft, Berlin.
- Horkheimer, M. (1936) (Hg.): Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung, Paris.
- Huinink, J. (1989): Das zweite Kind. Sind wir auf dem Weg zur Ein-Kind-Familie, in: ZfS, 18 Jg., H3, S. 192–207.
- Kaufmann, F.-X. (1995): Zukunft der Familie im vereinten Deutschland, München.
- König, R. (1946): Materialien zur Soziologie der Familie, Bern.
- (1971): Studien zur Soziologie, Frankfurt.
- (1974<sup>2</sup>): Materialien zur Soziologie der Familie, erweiterte Auflage, Köln.
- (1974a): Die Familie der Gegenwart. Ein interkultureller Vergleich, München.
- (1974b): Buchbesprechung zu Heidi Rosenbaum (1973), in: KZfSS S. 661–665.
- (1976): Soziologie der Familie, in: Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. 7, Stuttgart, S. 1–217.
- (1979): Einige Bemerkungen über die Bedeutung der empirischen Forschung für die Soziologie, in: Handbuch der empirischen Sozialforschung Bd. 14, S. 344–375.
- (1980): Leben im Widerspruch. Versuch einer intellektuellen Biographie, München.
- (1982): Themenwandel in der gegenwärtigen Soziologie der Familie, in: B. Schnyder (Hg.): Familie – Herausforderung der Zukunft, Freiburg, Schweiz, S. 5–21.
- (1987): Soziologie in Deutschland. Begründer – Verächter – Verfechter, München.
- (o.J.): Was nebenbei geschieht und allzu oft vergessen wird, unveröffentlichtes Manuskript.
- Korte, H. (1992): Einführung in die Geschichte der Soziologie, Opladen.
- Ley, K., C. Barer (1992): Und sie paaren sich wieder. Über Fortsetzungsfamilien, Tübingen.
- Lüscher, G., E. Lupri (1970): Soziologie der Familie, Sonderheft 14 der KZfSS, Opladen.
- Lüscher, K., W. Wehrspann, A. Lange (1989): Begriff und Rhetorik von Familie, in: ZfJg. 1, H.2, S. 61–75.
- Luhmann, N. (1988): Sozialsystem Familie, in: SF H.1, S. 75–91.
- Meyer, S., E. Schulze (1983): Nichteheliche Lebensgemeinschaften – Alternativen zur Ehe? Eine internationale Datenübersicht, in: KZfSS, Jg. 35, Hf. 4, S. 735–754.
- (1988): Nichteheliche Lebensgemeinschaften – eine Möglichkeit zur Veränderung des Geschlechterverhältnisses, in: KZfSS, Jg. 40, Hf. 2, S. 337–356.
- (1989): Balancen des Glücks. Paare ohne Trauschein, Alleinerziehende und Singles, München.
- Meyer, T. (1992): Modernisierung der Privatheit. Differenzierungs- und Individualisierungsprozesse des familialen Zusammenlebens, Opladen.
- Mitscherlich, A. (1963): Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, München.
- Mitterauer, M., R. Sieder (1977): Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie, München.
- Napp-Peters, A. (1985): Ein-Elternteil-Familien. Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis? Weinheim/München.



- Nauck, B. (1995): Familie im Kontext, von Politik, Kulturkritik und Forschung: Das Internationale Jahr der Familie, in: U. Gerhard u.a. S. 21–36.
- Nave-Herz, R. (1988) (Hg.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart.
- , M. Markeska (1989) (Hg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 1 Familienforschung, Neuwied.
- Neidhardt, F. (1975<sup>4</sup>): Die Familie in Deutschland. Gesellschaftliche Stellung, Struktur und Funktion, Opladen (zuerst 1966).
- (1975): Systemtheoretische Analysen zur Sozialisationsfähigkeit der Familie, in: Ders. (Hg.), Frühkindliche Sozialisation. Theorien und Analysen, Stuttgart, S. 162–187.
- (1976): Systemeigenschaften der Familie, Materialien zum zweiten Familienbericht der Bundesregierung, Hg. Deutsches Jugendinstitut, München.
- Parsons, T., R. F. Bales (1956): Family. Socialisation and Interaction Process, London.
- Peukert, R. (1991): Familienformen im sozialen Wandel, Opladen.
- Rammstedt, O. (1986): Deutsche Soziologie 1933–1945. Die Normalität einer Anpassung, Frankfurt.
- Resch, M. G. (1991): Haushalt und Familie. Der zweite Arbeitsplatz, Bern.
- Riehl, W. H. (1855): Die Familie. Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik, Bd. 3, Stuttgart.
- Rosenbaum, H. (1973): Familie als Gegenstruktur zur Gesellschaft. Kritik grundlegender theoretischer Ansätze der westdeutschen Familiensoziologie, Stuttgart.
- (1982): Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt.
- Sahner, H. (1988): Paradigms gained, paradigms lost. Die Entwicklung der Nachkriegssoziologie im Spiegel der Fachzeitschriften – mit besonderer Berücksichtigung der Sozialen Welt, in: SW, S. 5–26.
- Schelsky, H. (1953): Wandlungen der deutschen Familie in der Gegenwart, Stuttgart.
- (1955): Soziologie der Sexualität. Über die Beziehungen zwischen Geschlecht, Moral und Gesellschaft, Hamburg.
- Simon, E., A. Retzer (1995): Das Hellinger-Phänomen, in: Psychologie Heute H.6, S. 28–31.
- Schwäbger, G. (1970): Soziologie der Familie. Ursprung und Entwicklung, Tübingen.
- Swientek, C. (1984): Alleinerziehende – Familien wie andere auch? Bielefeld.
- Thurnwald, H. (1948): Gegenwarts-Probleme Berliner Familien, Berlin/Frankfurt.
- Toman, W. (1987<sup>5</sup>): Familienkonstellationen. Ihr Einfluß auf den Menschen, München (zuerst 1961).
- v. Trotha, T. (1990): Zum Wandel der Familie, in: KZfSS, 42 Jg., H3, S. 452–473.
- Tyrell, H. (1983): Zwischen Interaktion und Organisation II: Die Familie als Gruppe, in: Sonderheft der KZfSS, Gruppensoziologie. Perspektiven und Materialien, Opladen, S. 362–390.
- (1988): Systemtheorie und Soziologie der Familie – Ein Überblick, Teil I, in: SF H.1, S. 207–219.
- (1989): Systemtheorie und Soziologie der Familie – Ein Überblick, Teil II, in: SF H.2, S. 110–126.
- Vaskovics, L. (1979): Tradition und Wandel in den Themen der Sektion Familien- und Jugendsoziologie, in: R. Mackensen, F. Sagebiel (Hg.), Soziologische Analysen. 19. deutscher Soziologentag, Berlin.
- (1994) (Hg.): Familie. Soziologie familialer Lebenswelten, Soziologische Revue: Sonderheft 3, Oldenburg.
- Walter, W. (1995): Familienberichterstattung und familienpolitischer Diskurs, in: U. Gerhard u.a., S. 81–98.
- Weber-Kellermann, I. (1974): Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte, Frankfurt.
- Wurzbacher, G. (1952): Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens, Stuttgart.
- Zapf, W. (1991) (Hg.): Die Modernisierung moderner Gesellschaften. Verhandlungen des 25. Soziologentages in Frankfurt am Main 1990, Frankfurt.
- Zürcher, M. (1995): Unterbrochene Tradition. Die Anfänge der Soziologie in der Schweiz, Zürich.

## Abkürzungen:

KZfSS – Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie

SF – System Familie

SW – Soziale Welt

ZfF – Zeitschrift für Familienforschung

ZfS – Zeitschrift für Soziologie